

Ein Wind erschreckt die H

In den letzten Jahren der Weimarer Republik braute sich die Katastrophe des alten Europas zusammen. Der kommende Untergang jener „Welt von Gestern“, die in Stefan Zweigs Autobiographie als verlorenes Paradies geschildert wird, war in jeder Regung des Gemeinwesens zu spüren. Kommunisten und Nazis lieferten sich Schlachten auf den Straßen von Berlin. Die Weltwirtschaftskrise brach aus. Reichskanzler Papen setzte in Preußen die sozialdemokratische Regierung ab. Die NSDAP wurde stärkste Partei im Reichstag, und hinter den Kulissen gingen beim Reichspräsidenten Hindenburg die Protagonisten einer autoritären „Überwindung“ der ungeliebten Republik ein und aus.

Aus diesen unheilschwangeren Jahren berichtet der Schriftsteller Wilhelm Lehmann – damals Lehrer im Ostseestädtchen Eckernförde bei Kiel – in seinem „Bukolisches Tagebuch“ aus den Jahren 1927–1932 ganz andere Vorkommnisse. „17. Dezember 1928. So wie der rotgelbe Dotter des Wendehalseis durch seine dünne Schale scheint, so leuchtet um halb

Geisterstimmenchor-
gesang in einer Zeit,
als die Welt aus den
Fugen geriet: Wilhelm
Lehmanns „Bukolisches
Tagebuch“ interessierte
sich in den späten
zwanziger Jahren nicht
für Politik, sondern für
den Zauber der Natur.

1923 hatte Lehmann – zusammen mit Robert Musil – den Kleistpreis bekommen. „Seither drückt mich niemand mehr“, schrieb er 1932. „Zwei Romane erfahrungsgemäß schon lange Jahre die Ablehnung aller Verleger. Die Neinsagebriefe blühen mich nichtssagendes Lob.“

Geboren war er als Sohn eines Lücker Kaufmanns in Venezuela, die Familiengeschichte war kompliziert und erfreulich, die Einberufung zum Ersten Weltkrieg endete mit Lehmanns Desertion. Als Lehrer war er geprägt durch Reformpädagogik der Jugendbewegung, mit dessen Repräsentanten Gustav Wyss er sich jedoch verkrachte. Die Begegnung mit der Existenzialphilosophie in Eckernförde war schon in der Nazizeit Schauplatz einer inneren Emigration. Es würde noch zwei Jahrzehnte dauern, bis er (dann vor allem aufgrund seiner Lyrik) in der Bundesrepublik Konrad Adenauers als bedeutender Schriftsteller zu gelten begann. Um dann bei



Wilhelm Lehmann:
„Bukolisches Tagebuch“.
Hrsg. von Judith
Schalansky.

Matthes & Seitz,
Berlin 2017.
200 S., geb., 20,- €.

neun Uhr die Sonne durch den weißgrauen Dezemberdunst.“ Und am 10. Oktober notiert Lehmann: „Ein Wind erschreckt die Himbeerbüsche, so daß sie die weiße Unterseite ihrer Blätter nach oben kehren. Die Häuser versinken abendlich in Traurigkeit. Aber um sechs Uhr flammt der Horizont. Dunstfrei erhebt sich die Sonne. Der Tau zeigt alle Spinnengewebe. Die Brombeeren dunkeln schwarz wie Kaviar. Um die Mittagstunde weht der Wind absinisch warm. Grashüpfer schrillen. Es sind die Geisterstimmen des entschundenen Sommers.“

Der Lehrer Lehmann musste sich in jener Zeit in seiner Schriftstellerkarriere als gescheitert betrachten. Er war in den frühen zwanziger Jahren mit Prosaarbeiten bekanntgeworden, in denen jedes Detail wie gesondert auf Hochglanz poliert, jede Metapher vollkommen fremd und zugleich in augenöffnender Weise evident ist und in denen ein selten vorher oder später gesehenes Niveau der sprachlichen Durcharbeitung, der Originalität und der Seltsamkeit erreicht war. Es werden eigenartig schwache, zugleich unauffällige und eigensinnige Menschen geschildert in diesen Büchern. kompliziert Gebrochene, die



...ckt die Himbeerbütsche

1923 hatte Lehmann – zusammen mit Robert Musil – den Kleistpreis bekommen. „Seither drückt mich niemand mehr“, schrieb er 1932. „Zwei Romane erfahren schon lange Jahre die Ablehnung aller Verleger. Die Neinsagebriefe bläht meist nichtssagendes Lob.“

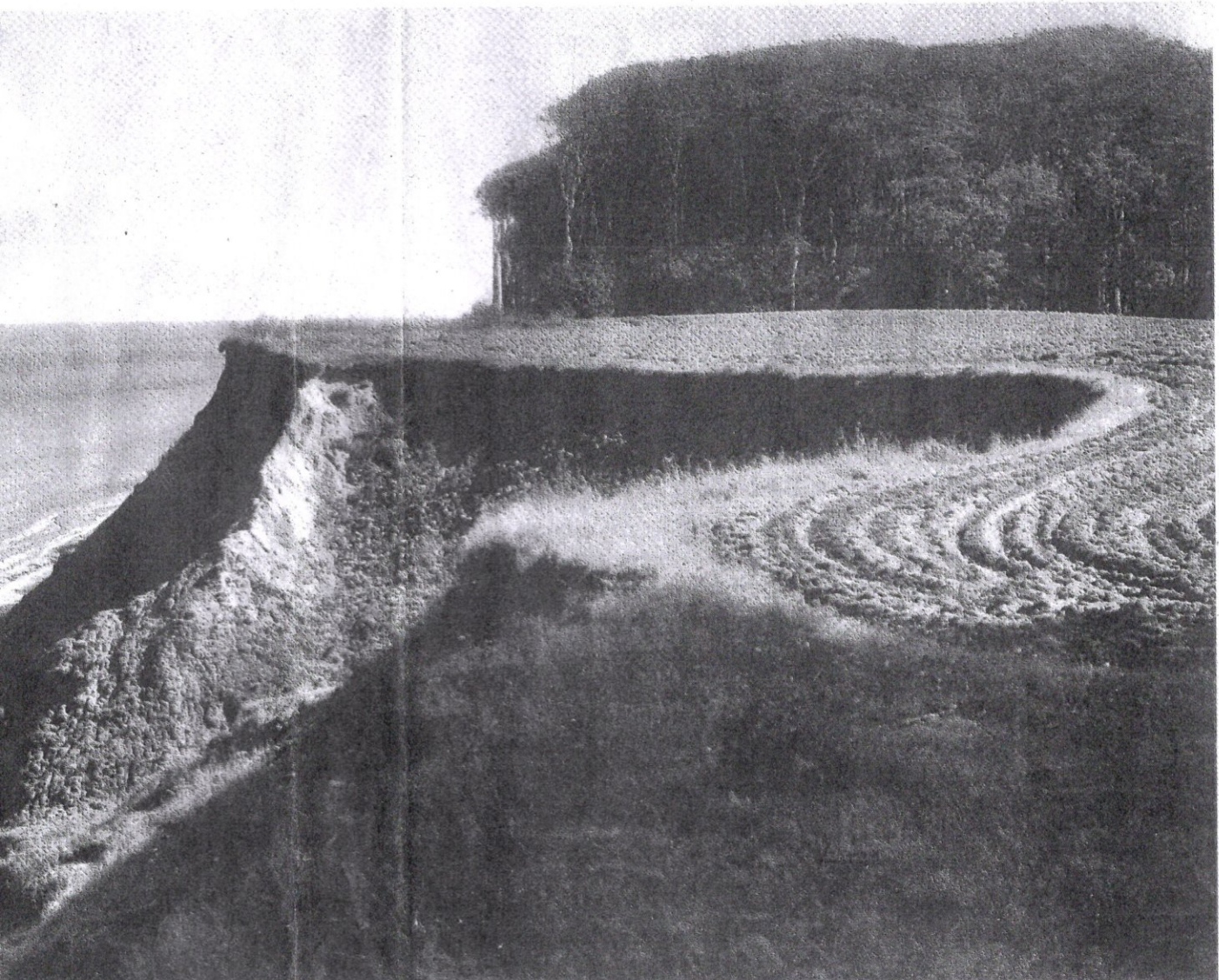
Geboren war er als Sohn eines Lübecker Kaufmanns in Venezuela, die Familiengeschichte war kompliziert und unerfreulich, die Einberufung zum Ersten Weltkrieg endete mit Lehmanns Desertion. Als Lehrer war er geprägt durch die Reformpädagogik der Jugendbewegung, mit dessen Repräsentanten Gustav Wyneken er sich jedoch verkrachte. Die Beamtenexistenz in Eckernförde war schon vor der Nazizeit Schauplatz einer inneren Emigration. Es würde noch zwei Jahrzehnte dauern, bis er (dann vor allem aufgrund seiner Lyrik) in der Bundesrepublik Konrad Adenauers als bedeutender Schriftsteller zu gelten begann. Um dann bereits

in den späteren sechziger Jahren wieder vergessen zu werden, bis heute.

Es scheint, dass die zögernde Wiederentdeckung dieses klandestinen Klassikers unserer Literatur damit zusammenhängt, dass die angelsächsische Tradition des nature writing (die der sehr belesene Anglist Lehmann, der mit T. S. Eliot Briefe gewechselt hat, detailliert kannte) derzeit eine Renaissance erlebt. Natur kommt in Mode. Was sich nicht nur in der festen Integration einer linksökologischen Partei in die politische Klasse zeigt, sondern auch in Details wie dem enormen Erfolg der Zeitschrift „Landlust“, während die Auflagen vieler anderer Magazine sinken. „Naturkunden“ heißt die Reihe des Matthes und Seitz Verlags, in dem, herausgeberisch betreut von Judith Schalansky, Bücher über Schafe, Brennesseln oder den „Heimatinstinkt“ erscheinen – und jetzt eben Lehmanns „Bukolisches Tagebuch aus den Jahren 1927–1932“.

Es gibt wenige vergleichbare Bücher auf Deutsch. Ernst Jüngers „Subtile Jagden“ könnte einem einfallen und manche Tagebücher Peter Handkes. Im Grunde hat Lehmann nicht anderes getan, als sechs Jahre hindurch aufzuschreiben, was ihm auf seinen Spaziergängen in der Landschaft Eckernfördes zwischen Meer und Binnensee aufgefallen ist: der Wechsel der Jahreszeiten, die Ankunft der Zugvögel, das frühe oder späte Erscheinen bestimmter Pflanzen (die er allesamt genau kennt und benennt). Es müsste durchaus möglich sein, die Meteorologie und die Vegetationszyklen in der Gegend um Eckernförde in jenen Jahren anhand seiner Aufzeichnungen wissenschaftlich präzise zu rekonstruieren.

Das Besondere aber ist die Prosa, in die er seine ursprünglichen Notizen (die an manchen Stellen des Textgewebes noch durchscheinen) umgearbeitet hat. Lehmann gelingt es, die Landschaft und ihre



...ckt die Himbeerbütsche. Oben: Landschaft in der Eckernförder Bucht auf einer alten Postkarte

Jahreszeiten, Tiere und Pflanzen so zu beschreiben, wie man sie noch nie gesehen und darüber so noch nie gelesen hat – und dabei trotzdem nirgends gesucht zu wirken. Es kommt einem dann plötzlich ganz unglaublich vor, dass noch niemandem vor Wilhelm Lehmann aufgefallen ist, dass all das ja tatsächlich genauso aussieht, klingt oder riecht, wie er es in seinen Texten beschreibt und wie es vor ihm noch nie jemand beschrieben hat. „Der kleine Bach ist über die Ufer getreten, und die Vereisung umhüllt ihn wie das farblose Fleisch einer kandierten Birne.“ Vieles, worauf ein zerstreuter oder ermüdeteter Blick während langer Spaziergänge fällt und worüber man sich gewöhnlich weiter keine Rechenschaft gibt, sieht man nach der Lektüre seines Tagebuchs geleitet von seinen Sätzen. Oder besser: man sieht es überhaupt erst jetzt, während man es vorher nur halb bewusst irgendwie zur Kenntnis genommen hatte.

Es ist erstaunlich, dass eine so idiosynkratische Beschreibungs- und Benennungsarbeit nicht langweilig oder ermüdend wirkt. Sie ist es keinen Abschnitt lang. Einerseits liegt das daran, dass soziologisch genaue Berichte über die Menschen dieser Landschaft (Bauern, Förster, Waldarbeiter) in sie eingearbeitet sind, aus denen man etwas darüber erfährt, wie die Lage dieser Berufsstände in den letzten Jahren der Weimarer Republik wirklich aussah. Vor allem aber scheint das Spannende dieser Seiten dadurch zustande zu kommen, dass sie die Stimmungen, Beobachtungen, körperlichen Entschöpfungen, Gedankenfluchten und Verlorenheiten, die wir selbst auf unseren Gängen in die Natur schon erlebt haben, beim Lesen aufrührt und uns wieder nahebringt.

Der auf elegant unprätentiöse Weise bibliophil gesetzte und gedruckte Band ist ergänzt durch autobiographische Miscellen, Texte aus dem gedanklichen und thematischen Umkreis des Tagebuchs, ein Register der vorkommenden Tier- und Pflanzennamen und ein erhellendes Nachwort von Hanns Zischler, der Lehmanns Naturtagebuch als *missing link* deutet: Es schreibt Lehmanns Romane in einem neuen (eigentlich für diesen Zweck erfundenen) Genre fort und führt ihn zu der Lyrik, für die er nach dem Krieg berühmt geworden ist.

Lehmanns „Bukolisches Tagebuch“ ist ein hervorragendes Beispiel für die Bezeichnungs- und vielleicht Beschwörungskraft, die einer Literatur zuwächst, die sich ganz auf ihre eigenen Mittel verlässt. Und ein Bericht aus schlimm bewegten Jahren, der eindringlich beweist, dass „das Leise stärker als das Laute, das Zarte als das Grobe, das Weiche als das Harte ist“.

STEPHAN WACKWITZ